

Christian Tobias Krug

So dunkel das Zwielficht I

Raziels Erwachen

~ **Leseprobe** ~

Prolog

An diesem Ort der Hölle waren Gewitter nicht ungewöhnlich. Hier, am Rande der Unterwelt, konnte das Wetter von einem Augenblick auf den nächsten umschlagen und erschwerte das ohnehin mühsame Vorankommen durch die dichten, dunklen Wälder.

Prasselnd fiel der Regen vom pechschwarzen Nachthimmel auf die beiden Dämonen herab, die sich nebeneinander einen Weg durch das verwachsene, feuchtnasse Dickicht kämpften. Über ihren Köpfen grollte bedrohlich der Donner und im knarrenden Geäst der alten, turmhohen Bäume heulte ringsumher der brausende Sturmwind. Unter ihren Stiefeln gab der zu Schlamm gewordene Erdboden nach und ließ jeden Schritt zu einer kleinen Anstrengung werden.

Aufgrund der unwirtlichen Verhältnisse in der Hölle waren Dämonen Mühsal gewohnt. Kaum einer, der sich von einem Unwetter beeindruckt ließ. Doch Kallisto und Naberius waren bereits seit drei Tagen unentwegt unterwegs und allmählich neigten sich ihre Kräfte dem Ende zu. Nur selten hatten sie Rast gemacht, um ein wenig zu essen oder ein paar Stündchen zu schlafen. Weite Strecken über waren sie geflogen, getragen von dunklen Schwingen, bis Donner und Blitz sie buchstäblich zu Boden gezwungen hatten.

Als sie eine schmale Lichtung erreichten, gab Kallisto, die vorausgeeilt war, ihrem Begleiter durch eine Handbewegung zu verstehen, er solle anhalten.

»Was is'?«, fragte Naberius.

»Wir müssten bald dort sein«, erwiderte sie und warf einen Blick auf ihren wesentlich jüngeren Gefährten.

Runde blaue Augen schimmerten in dessen schmalen Gesicht, eingerahmt von dunkelblondem Haar. Naberius besuchte noch die Militärakademie und Kallisto, eine Erzdämonin von hohem Rang, wusste: Sollten sie versagen, stand nicht bloß seine Laufbahn auf dem Spiel. Wieder quälte sie der Gedanke: Wäre es besser gewesen, allein zu gehen?

Einen Seufzer auf den Lippen schaute sie mit zusammengekniffenen Augen durch das sich im Sturmwind wiegende Geäst. Dort, zwischen den Wipfeln, glaubte sie undeutlich die Umrise eines hölzernen Daches zu erkennen, das zu einem kleinen Häuschen gehören musste. Endlich – sie waren am Ziel! Die Entfernung von der Lichtung aus schätzte sie auf eine gute Viertelstunde Fußmarsch.

Ihre schweren Stiefel waren vollkommen von feuchtem Morast verdreckt, als sie wenige Zeit später die einsame Hütte erreichten. Sie war umringt von hohen Tannen und weitaus größer, als aus der Ferne betrachtet. Durch die staubigen Fensterscheiben sah Kallisto Licht flackern. Rauch stieg aus dem Schornstein, zerstob im Wind.

Dort hauste also der Eremit? Er war verrückt, wie man hörte, doch das spielte keine Rolle. Nicht um seinetwillen waren sie hier. Sie kamen wegen dem, was er hoffentlich besaß: Das Buch der Portale. Das einzige Exemplar, das noch existierte.

»Glaubst du wirklich, in dem Buch steht, wie sich das Tor zum Kontraversum öffnen lässt?« Naberius Stimme zitterte, aber Kallisto konnte unmöglich sagen, ob dies an seiner Aufregung lag oder daran, dass der Junge bis auf die Knochen durchnässt war.

»Wer weiß? Irgendeine Antwort wird uns das Buch sicher geben.«

Sie klopfte. Das pochende Geräusch ging im Brausen des Sturms beinahe vollkommen unter. Von drinnen erklang eine schwache Stimme. Kallisto klopfte noch einmal – dann bemerkte sie, dass die Tür überhaupt nicht verriegelt war, und ging einfach hinein. Naberius folgte ihr zaghaft.

Drinnen herrschte wohlige Wärme. In einem Kamin knisterte ein Feuer und warf flackernde Schatten an die Wände. Darüber köchelte Suppe in einem Kessel.

In einem abgewetzten, wuchtigen Sessel saß ein Dämon, den Kallisto spontan auf gute zehntausend Jahre schätzte. Um ein kantiges, von tiefen Falten zerfurchtes Gesicht hing ein Kranz schlohweißer Haare. Die Augen wirkten müde, obgleich eine seltsame innere Ruhe in ihnen zu liegen schien.

»Verzeiht die Störung«, sprach Kallisto, »dürfen wir eintreten?«

»Nur zu!« Der Greis lächelte. »Was führt euch in die Wilden Wälder? Habt ihr euch verlaufen?«

»Nein, wir haben nach Euch gesucht.« Sie schloss die Tür hinter sich und nahm die Kapuze vom Kopf. Ihre langen blonden Haare gingen an den Spitzen in klatschnasse Strähnen über. »Mein Name ist Kallisto und das ist Naberius.« Mit dem Arm deutete sie auf ihren Begleiter. »Ich nehme an, Ihr müsst der altherwürdige Gorak sein.«

»So ist es.« Der grauhaarige Dämon nickte bedächtig. Neben ihm auf dem Tisch stand eine dampfende Schale. »Nun, wenn ihr zwei schon mal hier seid, wollt ihr nicht ein wenig heiße Suppe zu euch nehmen? Die wärmt euch wieder auf.«

»Oh ja, das wäre nett!«, rief Naberius freudig.

»Für mich nichts, habt Dank«, sagte Kallisto und warf ihrem Weggefährten stumm einen tadelnden Blick zu.

Gorak lächelte nur und erhob sich langsam aus dem Sessel, nahm eines der Holzschälchen vom Kaminsims und reichte es, randvoll gefüllt, an Naberius.

Während sich der Junge auf einen klapprigen Stuhl hockte und lauthals zu schlürfen begann, schritt Kallisto auf das hohe Buchregal zu, verborgen in der hintersten Ecke der Stube. Es war von oben bis unten vollgestopft mit den verschiedensten Büchern. Viele davon, denen ihr hohes Alter anzusehen war, mussten unschätzbar wertvoll sein. Kallistos Augen glitten über die einzelnen Buchrücken.

»Es heißt, Ihr hättet Euch vor Jahrhunderten in die Wilden Wälder zurückgezogen, altherwürdiger Gorak«, sagte sie, den Blick auf die Bücher im Regal geheftet. »Angeblich, nachdem Eure Söhne im Krieg gefallen sind.«

»Wer von uns hat nicht wenigstens einen seiner Nächsten an die Himmlischen Heerscharen verloren?«

Kallisto nickte flüchtig. Als sie Gorak anblickte, verengte sie ihre Augen zu zwei schmalen Schlitzen. »Man sagt auch, Ihr hättet ein bestimmtes Buch in Eurem Besitz«, fuhr sie flüsternd fort. »Ein äußerst seltenes Buch, das einzige, das es noch gibt – das Buch der Portale.«

Ruckartig hob der Alte den Kopf. Von einem Moment auf den anderen trat ein Ausdruck offenen Misstrauens in sein Gesicht. »So, sagt man das? Wer will das wissen? Dieses Buch, von dem du sprichst ... Es ist berüchtigt, wie du sicher gehört hast ...«

»Das erzählt man sich, ja. Doch seid versichert, uns bleibt keine Wahl.« Sie seufzte kurz und schloss für einen winzigen Moment die Augen. »Wir sind gekommen, Euch um Hilfe zu bitten,

althehrwürdiger Gorak. Naberius und ich brauchen dieses Buch – um jeden Preis!«

Gorak schnaubte. Er schien etwas erwidern zu wollen, sagte aber nichts.

Instinktiv streifte Kallistos Blick ein kleines, unscheinbares, dünnes Buch im untersten Regal. Als sie es zögerlich hervorzog, sah sie, dass es ganz und gar mit rotem Leder eingebunden war. Modergeruch alten Papiers stieg ihr in die Nase. Der verschnörkelte Schriftzug vorne auf dem Einband verriet: Es war das Buch, nach dem sie suchte.

Das soll es sein? Es sieht so gewöhnlich aus ... Und dennoch: Eine stille Kraft steckte in diesem Büchlein, geisterhaft und furchteinflößend. Fast wollte sie glauben, es habe jahrhundertlang in seinem Versteck nur darauf gewartet, dass sie es fand. Als hause eine finstere Stimme zwischen den Seiten, die flüsternd nach ihr gerufen hatte.

Langsam kam Gorak vom Kamin hinüber zu ihr. »Wollt ihr das in der Tat auf euch nehmen?« Sein Blick schien erschreckend kalt. »Ihr wollt allen Ernstes versuchen ... *Despariel* zu befreien?«

»Woher ...?!« Kallisto war für einen Augenblick viel zu überrascht, um zu antworten.

Gorak schnitt eine Grimasse. »Halte mich nicht für dumm, mein Kind! Selbst hier in der Abgeschiedenheit weiß jeder Dämon, was damals geschehen ist.«

Ihre Finger klammerten sich um den Deckel des Buches.

Ja, ja, wer kannte sie nicht, die alte Geschichte? Als Raziel, der Erzverräter, versuchte, Despariel zu töten; als er und die Rebellen den Palast im Herzen der Hölle angriffen und überwältigt wurden von der Schwarzen Garde. Doch noch bevor sie ihm den Kopf abschlugen, gelang es Raziel mit einem letzten Zauberspruch, seinen Bruder in das Kontraversum zu verbannen. Nur im Buch der Portale stand geschrieben, wie man das Tor dorthin öffnete. Zumindest hoffte sie darauf.

»Ich kann mir schwerlich vorstellen, dass dem Herrscher euer Vorhaben gefallen würde.«

»Satan ist nicht mehr«, antwortete Kallisto ruhig. »Seit einer halben Ewigkeit hat ihn niemand mehr gesehen, nirgendwo, in der gesamten Hölle nicht.«

»Das stimmt – den Gerüchten nach hat er sich zurückgezogen!«, rief Naberius wie zur Bestätigung, sprang vom Tisch auf und stellte sich neben sie.

Gorak musterte sie beide von Kopf bis Fuß. Für einen Moment wirkte er noch viel älter, als er ohnehin schon war. »Ich warne euch ein letztes Mal ...« Er sprach so leise, dass seine Stimme beinah im Sturm unterging, der von außen an den Fensterläden rüttelte. »Dieses Buch ist voll mit schwärzester Magie. Die Zauberei darin sind lebensgefährlich, sogar für hohe Dämonen. Niemand öffnet ungestraft eine Pforte ins Kontraversum – *niemand!* Selbst Raziel, obwohl ein Sohn Luzifers, blieb vor dem Tode nicht verschont.«

»Raziel war nur ein rebellischer Unruhestifter«, entgegnete Kallisto kühl. »Ein selbstverblendeter Narr, der den Teufel und das gesamte Dämonenvolk hintergangen hat. Ihr werdet kaum etwas davon mitbekommen haben, hier in den Wäldern, aber die Dinge haben sich seit damals geändert. Nichts ist mehr, wie es war – die Hölle geht zugrunde! Wir *brauchen* Despariel, er ist unsere letzte Hoffnung!«

»Vielleicht, vielleicht«, murmelte der Greis. »Dennoch, glaubt mir: Dieses verruchte Werk wird euch bloß Verderben bringen. Ich erlaube nicht, dass ihr es an euch nehmt!«

Einen Moment starrte er ihr ins Gesicht – dann griffen seine knöchigen Hände gewaltsam nach dem Buch und entrissen es Kallisto mit einem entschlossenen Ruck.

Die Augen des Alten weiteten sich, als ihre Lippen begannen, einen Fluch zu murmeln.

Der grüne Lichtblitz traf ihn schnell und gezielt. Gorak schrie nicht einmal auf, sondern sackte stumm in sich zusammen und fiel hinterrücks um wie ein schwerer Sack.

Ein entsetzter Laut drang aus Naberius' Mund. Mit einem scharfen Blick brachte sie ihn zum Schweigen, noch bevor er etwas zu sagen imstande war.

Sie nahm dem Toten das Buch aus den Fingern, steckte es unter ihren Mantel. Was sie getan hatte, war schrecklich, zweifellos. Gewalt bereitete ihr gewiss keine Freude; jemanden grundlos zu töten, daran lag ihr nichts. Nichtsdestotrotz wusste sie aus Erfahrung, dass Gewalt manchmal notwendig war. Sie benötigte die geheimen Worte, die im Buch der Portale aufgezeichnet waren – koste es, was es wolle.

Naberius schloss stumm seinen Mantel.

Sie verließen das Häuschen, liefen hinaus ins Gewitter. Lange sprachen sie kein Wort miteinander.

Hätte es damals in ihrer Macht gestanden, Kallisto hätte alles getan, Despariels Verbannung zu verhindern. Wie viel würde sie erst tun, ihn wieder zurückzuholen?

Die schmale Seitengasse war nur sehr schwach beleuchtet, sodass kein Mensch das Erscheinen der zwei merkwürdigen Gestalten bemerkte. Hätte in diesem Moment jedoch rein zufällig jemand am Fenster gestanden, würde er sich womöglich einbilden, zwei Paar weiß schimmernder Flügel zu sehen.

Der eine – der Mann mit den schwarzen Haaren – steckte etwas in seine Tasche, das aussah wie ein silberner Schlüssel. »Selbst in dieser kleinen Stadt sind die Menschen zahlreich wie Sterne«, flüsterte er und blickte zu den Dächern der Häuser, die sich in der klaren Nacht gegen den vollen Mond abzeichneten. »Nur einer davon trägt die Seele in sich, nach der wir suchen.«

Die andere – die Frau, die ein Hundehalsband trug – trat neben ihn. »Bist du sicher, wir werden ihn finden?«

»Wenn nicht, war alles umsonst.«

Die beiden blickten sich um, dann verschwanden sie in der Dunkelheit.

Kapitel 1

Der Traum hatte Julian geweckt.

Gefallen und verdammt, doch stark und ungebrochen – des Morgensterns Kinder, Söhne und Töchter der Finsternis ...

Es war früh am Morgen – noch viel zu früh, um aufzustehen – als er in seinem zerwühlten Bett aufwachte. Schweiß stand ihm auf der Stirn, aber Julian konnte unmöglich sagen, ob die stickige Luft in seinem Zimmer oder der Albtraum daran schuld war.

Aus Gottes Reich verbannt, die dunklen Krieger, die das Höllenfeuer bewohnen ...

Er warf einen kurzen Blick auf den Wecker. Die digitale, bläulich vor sich hin schimmernde Uhrzeit verriet, dass Julian erst in einer Stunde aufstehen musste.

Leise gähmend zog er die Decke zurecht und schloss die Augen. Ein erfolgloser Versuch, vielleicht noch einmal einzuschlafen. Minuten später gab er auf.

Auf den Schwingen der Nacht fliegend kämpfen sie für den Feldzug des stolzen Luzifers, dessen Licht einst im Himmel hell erstrahlte ...

Julian stieg aus dem Bett und zog die Rollläden hoch. Draußen war es bereits hell und die frühe Morgensonne versprach einen heißen Spätsommertag.

Müde schaute er um sich: Der wuchtige Schreibtisch, an dem er abends meist am Computer saß und im Internet surfte, wurde von einem organisierten Chaos aus Schulbüchern beherrscht, einem Stapel Papier sowie Textmarkern und Kugelschreibern. Darüber hing ein Regal, in dem seine alten Comichefte sowie etliche Bücher Platz gefunden hatten. Den meisten sah man an, dass sie häufig zur Hand genommen worden waren.

Unten aus dem Kleiderschrank fischte er sich ein Paar Socken heraus und verließ dann, in Boxershorts und T-Shirt, das Zimmer.

Wie so oft kurz nach dem Aufwachen, war sich Julian mittlerweile schon gar nicht mehr sicher, was er geträumt hatte. Seine Träume, soviel wusste er, zeigten meist verschiedene Orte: Einige

vollkommen gewöhnlich, manche wiederum düster und andere völlig skurril, als entstammten sie einer komplett fremden Welt. Einer keineswegs friedlichen Welt. Fast immer träumte er vom Krieg. Von *ihrem* Krieg – kein Kampf unter Menschen. Dabei war er nicht bloß stiller Beobachter, kein schlafender Zuschauer. Er sah nicht nur das blutige Sterben, nein, er selbst tötete und vergoss Blut. In ausnahmslos jedem seiner Träume war Julian in das Geschehen verwickelt. Oft kam es ihm dabei vor, als sei er jemand anderes – und das verstörte ihn. Denn wer derjenige auch sein mochte, in den er sich nachts, während er schlief, verwandelte – ihm war klar: Dieser Fremde war ebenfalls kein Mensch.

Manchmal, wenn die Bilder verschwanden, hörte er auch die Stimme. Die flüsternde Stimme, welche die gleichen Worte immerzu wiederholte wie eine Art geheimer Vers:

Doch es kommt eine Zeit, da währt die Nacht länger als der Tag ...

Rasch durchquerte Julian den Flur und betrat die Küche, wo ihm ein Duft von frischem Kaffee entgegenwehte.

»So früh schon auf?«, fragte seine Mutter erstaunt und lächelte ihm vom Frühstückstisch aus freundlich zu.

»Schlecht geschlafen«, murmelte Julian.

»Wieder ein böser Traum?« Sie nahm einen Schluck aus ihrer Kaffeetasse. »Das kommt in letzter Zeit aber häufig vor. Alles in Ordnung? Vielleicht solltest du mal zum Arzt ...«

»Ne, ist okay. Mach dir mal keine Sorgen.«

Julian hatte schon immer viel geträumt. Als Kind litt er ständig unter Alpträumen und als er noch kleiner war, hatte er im Schlaf manchmal das Bett genässt. Dann hatte es aufgehört, schlagartig. Bis vor einem Monat ungefähr. Seitdem kehrten die düsteren Träume zurück.

Er holte sich Teller, Messer und Tasse aus dem Ungetüm von Küchenschrank und setzte sich seiner Mutter gegenüber an den Tisch.

In der Ecke neben der Spüle spielte das Radio leise Musik. Vor dem Fenster hing das chinesische Windspiel, das seine Mutter vor Jahren von seinem Vater geschenkt bekommen hatte. Zumindest wenn er ihren Worten Glauben schenkte.

Anders als sein Bruder hatte Julian seinen Vater nie kennengelernt. Der Mann, der vor siebzehn Jahren bei einer Nummer auf dem Autorücksitz ungeschickterweise das zweite Mal Papa geworden war, hatte sich anschließend atemberaubend schnell aus dem Staub gemacht. Das jedenfalls hatte ihm seine Ma erzählt, eines Abends, als sie betrunken, im Halbschlaf, auf dem Sofa lag.

»Oh, bevor ich's vergesse, Julian: Dennis hat gestern Abend angerufen. Soll dich grüßen.«

»Danke. Gefällt's ihm noch drüben in Hamburg? Hoffe, er kommt klar.«

»Ach, sicher. Die Ausbildungszeit ist ja bald rum, drücken wir ihm die Daumen, dass sie ihn in der Autowerkstatt übernehmen.«

Dennis, lebte er auch nicht mehr zu Hause, blieb dennoch Julians Idol, wie es große Brüder oft sind, wenn der Vater fehlt. Da ihre Ma den Tag über arbeitete, hatte sein Bruder ihn praktisch aufgezogen – was im Klartext bedeutete, Julian durfte tun und lassen, was immer er wollte, solange er drei goldene Regeln befolgte.

Erstens: Nie vergessen, dass Dennis, wie er ihm einschärfte, der »Boss im Hause« war. Zwar bezogen sich seine Anweisungen nur aufs Grundsätzliche – beim Essen nicht zu schmatzen wie ein Ferkel, nach dem Abwasch das Abtrocknen zu übernehmen oder den Müll rauszutragen – dennoch hatte Julian zu gehorchen, andernfalls konnte Dennis verdammt sauer werden.

Noch wütender wurde er, brach Julian Regel Nummer Zwei und riskierte seinem Bruder gegenüber eine allzu große Klappe. Dennis hatte das brüderliche Miteinander weiß Gott nicht zur Schimpfwort-freien Zone erklärt, allerdings, patzige Antworten oder dumme Sprüche von einem Dreikäsehoch duldete er in keinem Fall.

Zu guter Letzt, das Allerwichtigste: Er sollte sich gefälligst wie ein ganzer Kerl benehmen. Nicht jammern, nicht rumheulen. Schließlich, das Leben war hart und man musste sich durchsetzen. *Siehst ja, kannst dich nicht mal auf den eigenen Papa verlassen* – ein Thema, über das Dennis ansonsten nie ein weiteres Wort verlor.

Als Julian noch kleiner war, hatte er sich manchmal gefürchtet, in den Keller zu gehen – etwa

weil Ma ihn bat, ein Glas der selbst gekochten Marmelade hochzuholen, die sie früher dort bunkerte. Wer wusste, ob nicht irgendwo dort unten in dem dunklen, muffigen Gewölbe ein Ungeheuer lauerte? Die meisten Leute mochten über solche Kinderfantasien lachen. Dennis nicht. Sein Bruder wurde böse, jedes Mal, wenn er sich vor dem verhassten Keller gruselte. *Sei nicht so ein Waschlappen!*

Bis heute erinnerte sich Julian, wie er in der ersten Klasse einmal völlig verweint zu Dennis nach Haus gerannt war, weil ihn ein Junge auf dem Heimweg verprügelt hatte – in sich die kindliche Hoffnung, sein großer Bruder würde gleich losziehen und den Fiesling ordentlich verdreschen. Weit gefehlt. Stattdessen – *Watsch! Batsch!* – fing er sich von Dennis links und rechts zwei schallende Ohrfeigen, als ihn dieser wie ein Mädchen flennen sah.

Wieso hast du dem Typen nicht eins vor die Glocke gegeben?! Läufst heulend weg – also echt! Bist du eine Schwuchtel, oder was?!

Julian brachte kein Wort heraus, so erschrocken war er gewesen. Krampfhaft hatte er gegen neue Tränen angekämpft, verängstigt, von Dennis sonst womöglich noch eine Tracht Prügel zusätzlich zu kassieren.

Ja, sein dreiteiliges Regelwerk setzte sein Bruder mit konsequenter Strenge durch – wenngleich er ihm, was Regeln allgemein betraf, alle Freiheiten ließ. Die Wochenenden durfte Julian meist bei Dennis im Zimmer schlafen und mit ihm zusammen all die schönen schaurigen Horrorfilme schauen, die Ma ihm verboten hätte, wäre sie dahintergekommen. Oft nahm ihn sein Bruder auf dem Moped mit – wie wild fegten sie über die Landstraße – und zu zweit verbrachten sie Abende lang vorm PC; Dennis ließ ihn alle Spiele zocken, für die er noch zu jung war, und gab ihm einen Klaps auf die Schulter, sobald er ein Monster per gezieltem Kopfschuss ins virtuelle Grab schickte.

Geiler Schuss, Kleiner!

Dinge, die Julian heute wusste, hatte sein Bruder ihm beigebracht – coole und nützliche Sachen: Wie man mit einem Taschenmesser Figuren aus Holz schnitzt, bei Klassenarbeiten erfolgreich spickt, einen Joint dreht, wie man sich behauptet und jemanden im Notfall windelweich schlägt.

Zu seinem dreizehnten Geburtstag bekam er von Dennis ein Geschenk, auf das er stolz war: Seine erste eigene Lederjacke – schwarz, die Ärmel etwas ausgebeult, die Brusttaschen verziert mit Aufnähern und bunten Buttons. Er hatte sie aufbewahrt, lange noch, nachdem sie ihm allmählich zu eng geworden war.

Julian griff nach der Kanne vor ihm auf dem Tisch und goss sich etwas Kaffee in seine Tasse. »Ich vermisse ihn.«

»Bald kriegt er Urlaub, dann kommt er uns bestimmt besuchen.« Lächelnd hielt ihm seine Mutter die Tüte vom Bäcker entgegen. »Wie wär's mit 'nem Brötchen?«

»Ja, danke.«

»Was macht die Englischklausur? Fit für übermorgen? Du und Kyu-Min habt ja am Wochenende eifrig gelernt.«

Kyu-Min ... Gegen seinen Willen musste er lächeln.

Ein Großer Dämon wird erscheinen, viel mächtiger als alle anderen Dämonen ...

»Wird schon schiefgehen. Ich glaub, im Moment hat eh keiner so wirklich 'nen Kopf für die Prüfungen.« Er biss von seiner Brötchenhälfte ab, die er mit Erdbeermarmelade beschmiert hatte. »In der Schule ist die Stimmung grad echt nur noch im Keller. Seit der Sache mit Miriam, du weißt ja ...«

»Kann ich mir vorstellen«, antwortete seine Mutter bestürzt und packte sich eine Scheibe Schinken auf ihr zweites Brötchen. »Gestern in den Nachrichten lief auch wieder was über diesen Mörder ... Einfach nur furchtbar!«

Julian nickte düster. Verstohlen blickte er auf die leere Rotweinflasche, die am Tischrand stand. Daneben lag ein großer Bogen Papier. Seine Ma malte und zeichnete gern. Häufig kam es vor, dass sie am Abend bis in die Nacht hinein am Küchentisch saß, an einem Bild arbeitete und reichlich dabei trank.

Wenn sie gestern die ganze Flasche gekippt hat, muss sie jetzt ziemlich verkatert sein, dachte er und seufzte innerlich.

Er sah seine Mutter an. Das Gesicht wirkte tatsächlich etwas müde, aber ansonsten war ihr nichts anzumerken.

»Hast du gezeichnet?«, fragte er und deutete auf das Blatt Papier, während er sich den Rest seines Brötchens in den Mund schob.

»Ja, willst du's sehen?« Sie reichte ihm die Zeichnung.

Das Bild zeigte einen verschlungenen Pfad, der sich zwischen hohen Bäumen durch einen dichten Wald schlängelte. Der darüber gezeichnete Himmel war dunkel bewölkt und es schien zu gewittern.

Sieht irgendwie verwunschen aus ...

»Echt cool!«

»Danke!« Ein Strahlen huschte über ihr zartes Gesicht.

Schon immer war Julian der Meinung, dass seine Mutter sehr schön sei. Jetzt, wo sie in ihrem weißen Nachthemd am Küchentisch saß, fielen die morgendlichen Sonnenstrahlen durchs Fenster und ließen ihre langen Haare noch heller erscheinen, die ebenso blond waren wie seine eigenen.

Fast wie ein Engel ...

»Also, ich zieh mich an. Muss los zur Arbeit«, sagte sie, trank ihren Kaffee aus und erhob sich vom Tisch.

»Dann wünsch ich dir einen schönen Tag!«

»Ich dir auch! Mach bitte das Radio aus, wenn du gehst!«

Die Pforten des Himmels wird er zerstören, er wird Gott und all seine Engel vernichten ...

Die grüne Matte fühlte sich weich unter seinen Füßen an, als er ins Badezimmer ging. Der kreisrunde Spiegel über dem Waschbecken zeigte das markante Gesicht eines Siebzehnjährigen, tiefblaue Augen und einen strähnigen Wuschelkopf.

Er wird das Dämonenvolk retten ...

Nachdem er sich gewaschen hatte, schlüpfte er in eine abgeschnittene, ausgefranste Jeans und zog eines seiner Metal-T-Shirt an. Über der Brust prangte in blutig zerfließenden Lettern der Name der Band: *The Devil's Child*.

Anschließend machte er sich auf den Weg zur Schule.

... und führt uns aus der Dunkelheit zurück ins Licht.

Kapitel 2

Nirgends wehte ein Lüftchen und die Hitze lag schwül wie ein Dunstschleier über dem Dach des Schulgebäudes, einem alten Bauwerk mit hohen, verwinkelten Fenstern.

Dösend, mit halb geschlossenen Augen, rekelten sich Julian und Florian auf einer der Tischtennisplatten am hinteren Ende des Pausenhofes. Die großen Ferien waren seit wenigen Wochen vorüber und die Sonne brannte heiß auf sie herab. Fast mochte man glauben, der lange Sommer in diesem Jahr versuchte auf seine Weise, milden Trost zu spenden, jedoch heiterte er die gedrückte Stimmung nicht wirklich auf.

Beide hatten sie seit vier Nächten nicht vernünftig geschlafen. Julian, weil er unter Alpträumen litt, Flo, weil er trauerte.

Florian war achtzehn und besuchte mit Julian die elfte Klasse. Auf seinem für gewöhnlich lebhaften Gesicht hatte früher oft ein spitzbübisches Lächeln gelegen – doch war er in der letzten Zeit sehr still geworden und lächelte nur noch selten.

Irgendwo auf dem Schulhof erklang ein albernes Lachen. Von der Tischtennisplatte aus sah Julian ein paar Fünftklässler träge auf dem Klettergerüst spielen. Ein leichter Windzug streifte sanft sein

Gesicht, als er Nadja entdeckte. Langsam bahnte sie sich einen Weg durch eine Menge von Schülern, die mit ihren Turnbeuteln aus der Sporthalle kamen. Ihr düsterer Kleidungsstil stach aus der Masse hervor wie die sprichwörtliche Distel im Blumenbeet.

»Hallo, ihr zwei!« In ihren Händen hielt sie drei Cola-Dosen.

»Hi!«, erwiderte Julian und blinzelte, von der Sonne geblendet, zu seiner Freundin hinüber.

»Hab uns was gegen die Hitze klargemacht«, meinte Nadja und warf ihnen zwei der Cola-Büchsen zu. Über ihren vollen, mit dunklem Lippenstift bemalten Mund huschte ein Lächeln.

»Danke«, murmelte Florian, öffnete den Verschluss der Dose und nahm einen tiefen Schluck.

Das eiskalte Getränk belebte Julian nahezu neu, während sich Nadja zu ihm und Flo auf die Tischtennisplatte gesellte und gleichfalls an ihrer Cola nippte.

Wie üblich war sie von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet: Ein Kurzrock mit Strumpfhose, ein T-Shirt mit einem boshaft grinsenden Totenschädel, darüber wehte ein Mantel aus Leder. Julian war es ein Rätsel, wie Nadja es bei dieser brütenden Hitze in solch einer Kluft aushielt.

»Na, was geht bei euch?«, erklang plötzlich eine weitere vertraute Stimme.

»Hey, Kyu-Min!« In Julians Worte trat ein Hauch freudiger Aufregung, als er in das Gesicht seines besten Freundes sah.

Kyu-Mins dunkler, lässiger Igelschnitt schimmerte im Sonnenlicht. Unter dem orange leuchtenden T-Shirt glaubte Julian, die festen Konturen seines sportlichen Oberkörpers zu sehen, der unterhalb der Ärmel in zwei kräftigen gebräunten Armen mündete.

Meine Fresse, er ist so verdammt ...!

Bei Kyu-Min stand Christina. Passend zum heißen Wetter steckte sie in einem bunten Top und einer eng anliegenden, sehr kurzen Shorts. Auf ihrem Mund lag ein dümmliches Grinsen. Soweit Julian wusste, belegte sie mit Kyu-Min zusammen den Mathe-Kurs und besuchte wie er die Volleyballgruppe.

»Tag auch!«, begrüßte Nadja die zwei.

»Und?«, fragte Christina neugierig. »Wie viele waren's bei euch heute?«

»Einige«, antwortete Nadja. »Allmählich kehrt wieder so was wie Normalzustand ein.«

»Und bei euch?«, beteiligte sich Julian am Gespräch.

»In Mathe waren fast alle da«, sagte Kyu-Min.

»Dann scheint die Panik langsam vorbei zu sein«, meinte Christina und lachte. »Vor lauter Angst ist ja schon keiner mehr zur Schule gekommen. Waren bestimmt die Eltern, die wollten ihre lieben Kleinen am besten gar nicht mehr rauslassen!«

Julian sah den Anflug von Traurigkeit in Florians Augen. Düster trank Flo einen Schluck Cola und blickte mit einer Grimasse zu Boden.

»Ach, verdammt, ich Plappermaull!«, rief Christina, als sie von Julian einen vernichtenden Blick kassierte. »Sorry, Flo, tut mir echt leid, ich wollte nicht ...«

Wie musste er gewesen sein, der Tag vor zwei Wochen? Als die Polizei bei Florians Eltern im Wohnzimmer gesessen und ihm, Flo, mitgeteilt hatte: Miriam, seine Freundin, war ermordet aufgefunden worden. Die Beamten hatten Florian zur Tat vernehmen wollen und ihn zwangsläufig über die näheren Umstände aufgeklärt. Der Rest der Stadt erfuhr es am darauffolgenden Tag aus der Presse, die lang und breit verkündete: Miriam Härtel sei das fünfte Opfer des Serienmörders, der seit Monaten die örtlichen Straßen und Nachbardörfer unsicher mache.

An der Schule hatte sich die Nachricht vom Mord verbreitet wie ein Lauffeuer. Von den Schülern der elften Klasse, die auch Miriam besucht hatte, waren in den ersten Tagen nach ihrem Tod die meisten zu Hause geblieben. Die Lehrer hatten ihr Bestes versucht, die Stimmung im Rahmen des Möglichen aufzuheitern, obwohl ihnen die eigene Beklommenheit mehr als deutlich anzusehen gewesen war.

Julian und Kyu-Min sorgten sich seitdem ernsthaft um Florian. Behutsam erkundigten sie sich beide regelmäßig nach seinem Befinden, erhielten allerdings meist nur ein knappes »Ist okay, geht schon« zur Antwort. Kyu-Min versuchte oft, ihn zum Lachen zu bringen, und gewann günstigenfalls ein gequältes Lächeln. Julian erwartete jeden Moment eine Flut von Tränen, Florians Augen jedoch blieben trocken. Vergebens hoffte er auf ein Zeichen schmerzlicher Wut oder sonst

eine Regung, die ihm gezeigt hätte: Der alte Flo war noch am Leben. Tatsächlich aber beschlich ihn zuweilen der erschreckende Gedanke, sein Kumpel könne gemeinsam mit seiner Freundin gestorben sein. Wenngleich nicht körperlich, so doch in anderer Hinsicht.

»Tut mir wirklich leid, Flo!«, sagte Christina noch einmal.

»In eine Mülltonne hat er sie geworfen. Das muss man sich mal vorstellen!«, murmelte Kyu-Min bitter und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Wie Dreck, einfach weggeworfen ...«

Julian nickte düster. Trotz der Hitze lief es ihm eisig kalt den Rücken runter. Es stimmte. Miriams Leiche war wahrhaftig zwischen Säcken von Abfällen in einem Container gefunden worden.

»Und das mit dem Herz erst – das finde ich *richtig* krass!«, bemerkte Christina. Wer die Nachrichten verfolgte, kannte die Bilder von der klaffenden Wunde in Miriams toter Brust: dort, wo der Mörder das Herz herausgeschnitten hatte. »Wie krank muss man sein, so was zu machen?«

Julian zog die Lippen zusammen. *Kann sie nicht verdammt noch mal endlich den Rand halten?!*

Währenddessen kündigte der Gong der Schulglocke das Ende der Pause an.

Schleppend trotteten sie in Richtung Schulgebäude und stiegen die Stufen vor dem Haupteingang empor. Über dem Eingang thronte ein Kruzifix aus beschlagenem Messing. Darunter standen in verschnörkelter Schrift die Worte eingraviert: *Herr, segne dieses Haus und jeden, der da geht ein und aus.*

Nach der Pause stand für Julian und Kyu-Min Spanisch auf dem Stundenplan.

»Hey, wollen wir nach der Schule Eis essen gehen?«, fragte Julian auf dem Weg zum Klassenraum.

»Sicher. Standard-Eisdiele?«

»Logisch, wo sonst?«

Die Eisdiele mit den leckersten Eiskugeln im Städtchen lag auf einer breiten Einkaufsmeile, direkt zwischen einer Kneipe und einem China-Restaurant. Auf dem großen Platz davor befanden sich etliche kreisrunde Tischchen, wo sich im Schatten riesiger, rot-weiß gestreifter Sonnenschirme eine regelrechte Horde von Leuten tummelte.

Schnell spurteten sie auf einen der wenigen, freien Tische zu, gerade rechtzeitig, nachdem eine beleibte Dame mit ihren Kindern aufgestanden war und Platz gemacht hatte. Als sie sich setzten, stieß Julian Kyu-Min versehentlich gegen den Arm. Eine winzige Sekunde Kyus weiche Haut auf seiner, kühl und feucht vom Schweiß.

»Sorry, tut mir leid!«, entschuldigte er sich rasch und fürchtete einen Moment, rot zu werden.

»Ist doch nichts passiert«, antwortete Kyu-Min und sah ihn schief von der Seite an.

Eine blonde Bedienung kam zu ihnen an den Tisch. Julian bestellte einen Fruchteisbecher, Kyu-Min ein gemischtes Eis mit Vanille, Schoko und Walnuss. Im Schatten unter einem der Schirme nahm Kyu-Min seine Sonnenbrille ab und legte sie neben den Aschenbecher auf dem Tisch. Seine dunklen, mandelförmigen Augen schauten geradewegs in Julians blaue.

»Sollten uns vielleicht ein bisschen mehr um Florian kümmern. Seit Miriam tot ist, scheint es ihm richtig mies zu gehen.«

Julian nickte. »Stimmt, er spricht ja kaum noch ein Wort. Die Sache ist auch echt übel. Hoffe, sie schnappen diesen Mörder bald.«

»Wir könnten ja mal wieder alle gemeinsam was unternehmen und ihn mitschleifen. In 'nen Club, abfeiern oder so ... Tut ihm bestimmt gut, wenn er mal rauskommt.«

»Kann sein. Ja, warum nicht?« Unruhig spielte er mit seinen Fingern herum.

Entspannt lehnte sich Kyu-Min gegen seine Stuhllehne. »Und wie steht's bei dir so? Was macht die Liebe?«

Für einen Moment zuckte Julian erschrocken zusammen. »Nichts eigentlich«, erwiderte er leise. »Bin bei den Mädels wohl nicht so angesagt.«

Gott ... könnt ich's ihm bloß beichten ...

»Und bei dir? Was ... ist das eigentlich mit dir und Christina?«

»Ach, gar nichts!« Kyu-Min pfiiff Luft durch die Zähne. »Ich meine, sie ist ja ganz süß, okay, allerdings auch ziemlich kindisch drauf, oder?«

»Aber hallo!« Gegen seinen Willen musste Julian kichern.

Aus dem Menschengewusel tauchte erneut die Kellnerin auf und brachte ihre Bestellungen.

»Kyu? Kann ich dich was fragen?«

»Schieß los!«, antwortete Kyu und probierte von seiner Vanillekugel.

»Bist du eigentlich gern mit mir befreundet?« *Fuck, was für eine dämliche Frage! Jetzt muss er ja denken ...*

Kyu-Min runzelte die Stirn, als er von seinem Eisbecher auf sah. »Ja ... sicher. Warum?«

»Hm ... nur so«, meinte Julian, versuchte ein Lächeln und steckte sich einen großen Löffel Eis in den Mund. »Sorry, ich rede Müll. Ist einfach zu heiß heute.«

Forsch setzte Kyu-Min ein arrogantes Grinsen auf, das Julian wie ein Stromschlag durchfuhr. »Keine Sorge, du weißt doch, ich mag dich, mein Bester!«, sagte er mit stichelndem Unterton in der Stimme. »Auch wenn du echt ein total verpeilter Homo bist!«

Was?!

»Was soll das? Warum sagst du so was?« Julian hätte sich beinahe an seinem Eis verschluckt.

Verdutzt leckte sich Kyu-Min ein wenig Sahne von den Lippen. »Beruhig dich, Mann, war nur 'nen Scherz.«

»Oh, du kannst mich mal!«

Mit einem schiefen Lächeln schüttelte Kyu-Min den Kopf. »Manchmal bist du echt komisch, Alter!«

»Entschuldige ...«

»Schon gut. Sag mal, hast du nun eigentlich dieses *Playstation*-Spiel, das du dir kaufen wolltest?«

»Juppl!« Julian nickte. »Was ist – gleich noch Lust zu zocken?«

»Morgen vielleicht«, erwiderte Kyu-Min und schabte die Reste aus seinem Becher. »Kannst es ja mitnehmen und zu mir kommen.«

Düster verzog Julian die Miene. »Zu dir? Ich glaub nicht, dass deine Mutter das toll finden würde, oder?«

»Na ja, komm so um vier, da ist sie noch auf Arbeit.« Kyu-Min presste die Mundwinkel zusammen. »Ehrlich, nervt mich auch, dass sie ständig über dich herziehen muss.«

»Die hasst mich eben«, entgegnete Julian trocken und löffelte den letzten Kleks Eiscreme auf. »Findet mich halt asozial.«

»Also, *so* würd ich das nun auch nicht sagen ...« Dann warf Kyu einen Blick auf seine Armbanduhr. »Sorry, muss los. Hab später noch Training.« Er sah sich nach der Kellnerin um.

»Lass nur«, sagte Julian. »Bist eingeladen.«

»Danke! Ich liebe dich, Kumpell!«

Wenn's nur wahr wäre ...

Kyu-Min stand auf, zwinkerte Julian grinsend zu und setzte seine Sonnenbrille wieder auf. »Also, wir sehen uns in der Schule!«

»Ja, bis morgen!«

Er sah Kyu-Min nach, bis er den Platz vor der Eisdielen verlassen hatte und sein Kopf zwischen der Menschenmenge auf der Straße verschwand.

Nachdem er gezahlt hatte, blieb er noch ein paar Minuten sitzen und ließ seine Hand den Aschenbecher vor seiner Nase hin und her schieben. Er war schwarz, aus dunklem Plastik. Schwarz wie Kyu-Mins Haar.

Kapitel 3

In der Nische der kleinen Pizzeria saß Dominik Seidel und wartete auf sein sechstes Opfer. Es war sieben Uhr abends und noch immer schwülwarm draußen.

Das Mädchen kannte er nur als Lisa. Sie hingegen nannte ihn Oliver; im Chat stellte er sich stets unter anderem Namen vor. Vergangene Woche hatte Lisa ihm ein Foto geschickt. Sah sie im wahren Leben genauso aus? Nun, was spielte das für eine Rolle? – Dominik war nicht im Mindesten an ihrem Äußeren interessiert. Ihm ging es allein um ihr Herz.

Der Kellner, ein kleiner, rundlicher Italiener, kam zu ihm an den Tisch und fragte, ob er etwas trinken wolle. Er empfahl einen angeblich ausgezeichneten Wein, den Dominik jedoch ablehnte und stattdessen eine Cola bestellte. Alkohol mochte er nicht.

Als Dominik noch ein Kind war, hatte sein Vater sehr viel und sehr oft getrunken. Von der Kneipe kam er abends nach Hause, blau bis obenhin, ärgerte sich, weil Dominiks Mutter das falsche Essen auf den Tisch gestellt hatte, und prügelte sie windelweich.

Nutzlose Schlampe! Den dritten Tag der gleiche Fraß!

Dominik hatte meist schon im Bett gelegen, hellwach, den Kopf tief unter der Bettdecke versteckt. Er wusste, sobald sein Vater mit Mama fertig war, kam er an die Reihe ...

Fast erschrocken zuckte Dominik zusammen, als auf einmal das Mädchen von dem Foto neben ihm stand und ihn ansprach.

»Oh ... Hil«, nuschelte er. Nasser Schweiß stand auf seiner Stirn. Das Mädchen dachte wahrscheinlich, dies käme von der Sommerhitze.

Lisa lächelte. Sie sah aus wie auf dem Bild: pummelig, dunkelblonde Haare, braune Augen in einem runden Gesicht. Jetzt trug sie ein helles und sehr kurzes Sommerkleid, was um den Bauch und an den Ärmeln ein wenig zu eng wirkte.

Sie setzte sich ihm gegenüber an den Tisch in die Nische.

In der Schule hatten sie ihn den Mülleimer genannt. Wegen seiner schäbigen Hosen und den Pullis, die an den Ärmeln schon lange zu kurz waren.

Guckt mal, da läuft der Mülleimer!!

Mit vierzehn hatte er angefangen zu klauen. Anfangs Portemonnaies anderer Schüler, später in Supermärkten ...

Der kleine italienische Kellner brachte Dominik seine Cola und reichte die Pizzakarte. Er nahm eine Margherita, sie eine Schinken-Salami.

Lisa lächelte ihn an, begann zu erzählen. Reden war nicht gerade Dominiks Stärke, erst recht nicht Frauen gegenüber. Diesmal war es nicht weiter schlimm, denn die meiste Zeit redete sie. Wie viele einsame Menschen war sie bereit, beim kleinsten Anzeichen von Interesse selbst einem Wildfremden gegenüber jede Hemmung fallen zu lassen und frei ihr Herz auszuschütten.

Mit den anderen fünf Mädchen war es ähnlich abgelaufen. Nur bei der letzten, bei Miriam, hatte sich das schlagartig geändert. Mit ihr hatte Dominik über ein paar Monate hinweg am längsten Kontakt gehabt. Vor sechs Wochen dann hatte sie ihm geschrieben, sie habe nun einen festen Freund, der Florian hieße. Dominik war innerlich außer sich gewesen, hatte sie aber über Chat gefragt, ob er sie trotzdem einmal treffen dürfe. Er würde sie ja bloß mal kennenlernen wollen, nur sehen, ob sie im wahren Leben genauso nett wäre wie in ihren Gesprächen übers Internet.

Wieder kam der Kellner und servierte die Bestellungen. Von zwei runden Tellern stieg ihnen der Dampf der heißen Pizzen in die Nase.

Lisa schnitt sich eine große Ecke ab, die mit besonders viel Käse und einer dicken Salamischeibe belegt war. Schon im Internet hatte sie Dominik anvertraut, dass sie mit ihren neunzehn Jahren nie mit einem Freund zusammen und in der Liebe noch ohne Erfahrung war. Früh war es ihm gelungen, diese Information aus ihr herauszulocken, die für ihn von grundlegendem Interesse war.

Jungfrauen, Dominik, ich brauche die Herzen von Jungfrauen ...

Sie wäre ein paar Mal verliebt gewesen, sagte Lisa, doch hatte sie bei den Jungs keine Chancen gehabt. Wahrscheinlich lag es daran, dass sie so schüchtern sei. Vielleicht war sie aber auch einfach nur zu dick? Sie wisse selbst, dass sie nicht sonderlich hübsch sei, hatte sie Dominik geschrieben. Die stille Traurigkeit hinter ihren Worten war ihm beim Lesen nicht entgangen.

Dominik war siebzehn, als er zu drei Jahren Freiheitsstrafe verurteilt worden war. Einer dieser grauen Herbsttage war es gewesen, an dem er im Jähzorn einen Rentner zusammenschlug, der sich geweigert hatte, ihm Geld für den Bus zu wechseln. Was den trostlosen Alltag im Jugendgefängnis

anging, empfand Dominik im Grunde kaum einen Unterschied zur kalten häuslichen Atmosphäre daheim.

Er hatte Pech im Leben gehabt, doch dumm war Dominik nicht; die Haftzeit hatte er genutzt, seinen Schulabschluss nachzuholen. Nachdem er wegen guter Führung ein paar Wochen früher entlassen worden war, ergatterte er dank guter Noten und den Bemühungen seiner Bewährungshelferin eine Lehrstelle zum Fachinformatiker. Versteckt hinter einem Monitor, zwischen Software und Netzsystemen, fühlte er sich wohl. Währenddessen war er wieder bei seiner Mutter eingezogen, die sich von seinem Vater hatte scheiden lassen. Zu zweit lebten sie nun in dem Haus seiner Großeltern, ländlich am Stadtrand, das seine Mutter nach deren Tod bezogen hatte. Ein halbes Jahr später erfuhr er, dass sie an Darmkrebs litt. Oft hatte seine Mutter ihn im Gefängnis besucht. Oft hatte sie dabei geweint, aber nie auch nur ein Wort über ihre Krankheit verloren. Dominik versuchte, es ihr so angenehm wie möglich zu machen. Als sie starb, war dies für ihn der Augenblick gewesen, in dem er begriff, was es bedeutete, ganz allein auf der Welt zu sein ...

Als Lisa ihre Pizza aufgegessen hatte, berührte seine Hand einen zaghaften Moment die ihre. Sie errötete.

Nach dem Tod seiner Mutter hatte sich Dominik völlig zurückgezogen. Die meiste Zeit verkroch er sich in dem alten, nun völlig leeren Haus seiner verstorbenen Großeltern – dieses Haus mit seinen kalten Zimmern und düsteren, endlos scheinenden Fluren.

In dieser Zeit hatte er zu lesen begonnen. Vor allem Bücher über Okkultismus und Hexerei – und dann später auch solche, die sich mit Satansglauben, dem Dunklen und der, wie es dort hieß, *Lust am Bösen* beschäftigten. Er las Crowley, las LaVey und De Sade.

Beim ersten Versuch, einen Dämon zu beschwören, hatte er sich bereits zwei Jahre lang mit der Schwarzen Magie beschäftigt. Es war ihm gelungen, Flüche auszusprechen, Menschen zu verwünschen, die er nicht leiden konnte. Menschen wie den Mistkerl vom Arbeitsamt oder die unfreundliche Kassiererin im Supermarkt. Der Mistkerl verlor darauf seinen Job und Dominik rutschte in den Zuständigkeitsbereich einer netten, älteren Dame; die miesepetrige Schlampe brach vor seinen Augen hinter der Kasse zusammen und musste noch an Ort und Stelle unter unerklärlichen Krämpfen in die Notaufnahme eingeliefert werden. Irgendwann war ihm das nicht mehr genug. Dominik wollte mehr: Macht, Geld, sogar etwas Sex. Die geballten Mächte der Hölle wollte er herbeirufen – jawohl!

Die Beschwörung gelang auf Anhieb. Im Schein schwarzer Kerzen, im Dunst duftender Räucherstäbchen war die Dämonin erschienen – die schöne Dämonin mit den wundervollen blonden Haaren und den magisch grünen Augen!

Bring mir die reinen Herzen von sieben Jungfrauen und ich schenke dir alle Schätze der Welt!

Obwohl kein Mensch, war sie neben seiner Mutter die einzige Frau gewesen, die ihn je angesehen hatte, die ihn nicht für den Dreck hielt, der er in den Augen aller anderen Menschen zu sein schien.

Sieben Herzen von sieben Jungfrauen und ich erfülle dir all deine Wünsche. Möchtest du reich sein, Dominik?

So also hatten sie den Pakt geschlossen.

Sein erstes Opfer war eine Siebzehnjährige namens Jasmin Roth gewesen. Einen Menschen umzubringen hatte er eigentlich als gar nicht allzu besonders empfunden. Verglichen mit all den Morden in den bluttriefenden Horrorfilmen, die er sich als Jugendlicher jahrelang angesehen hatte, war es sogar enttäuschend unspektakulär. Weitaus schlimmer war die nervöse Anspannung bei den Treffen vorher und die Überwindung, die es kostete, den Leichen hinterher das Herz aus der toten Brust zu entnehmen.

Wie Lisa und Miriam hatte er Jasmin und die drei anderen Mädchen übers Internet kennengelernt. Selbstredend nutzte er dafür nicht den eigenen heimischen PC, andernfalls wäre ihm die Polizei bereits auf die Schliche gekommen, wenige Tage nachdem der erste Leichnam aufgetaucht war. Stattdessen pendelte er zwischen den Internetcafés in den Ortschaften und Nachbardörfern; die öffentlichen Anschlüsse in den Büchereien kamen ihm ebenfalls zugute. Oftmals suchte er die größeren Städte auf, fuhr hoch nach Hamburg oder runter nach Bremen und klemmte sich hinter einen Computer in den Uni-Bibliotheken. Meist half ihm das Märchen weiter, ausgerechnet heute

im morgendlichen Stress seinen Ausweis vergessen zu haben; irgendein Student fand sich immer, der rasch die Karte mit der Matrikel-Nummer zückte und für Dominik das *Log-in* übernahm. Er wusste: Im Internet blieb man nur schwerlich vollkommen anonym, jedoch verdankte er allein seiner Ausbildung schon genügend technische Kniffe, in den Weiten des World Wide Webs unterzutauchen. Nie speicherte er Passwörter auf den fremden PCs, achtete auf verschlüsselte Verbindungen und reinigte nach Gebrauch alle Spuren. Für jedes seiner Opfer legte Dominik ein eigenes E-Mail-Postfach an, das er wenige Stunden vor den Treffen löschte. In den Partnerbörsen machte er jeder Jungfrau unter neuem falschen Profil den Hof, log ihnen das Blaue vom Himmel herunter, ohne je zu viel von sich preiszugeben. In kleine Chat-Cafés wagte er sich nur zu gut besuchten Zeiten. Ständig wechselte er und ließ grundsätzlich eine Weile verstreichen, bis er an ein und denselben Ort zurückkehrte, auf der Suche nach einsamen Herzen.

Dominik schwitzte noch immer. *Ich muss sie nur überreden, mit mir nach Hause zu kommen*, versuchte er sich selbst zu beruhigen. Der Rest würde schnell gehen.

Er nippte den letzten Schluck seiner Cola. »Haste Lust, noch ein klein bisschen zu mir? Nur ‘nen Kaffee trinken oder so ...«

»Gern«, sagte sie mit hoher Stimme. »Aber nicht zu lange, okay?«

»Okay«, erwiderte Dominik. »Ich fahr dich später heim, wenn du willst.« Dieser Schritt war geschafft!

Ein kleines Leuchten huschte über Lisas pausbäckiges Gesicht.

Der Kellner kam und sie bezahlten. Draußen dämmerte es bereits.

In drei Tagen würde durch Presse und Fernsehen die Nachricht eilen, dass der unbekannte Serienmörder ein erneutes Opfer gefunden, ein weiteres Herz geraubt hatte.

Leseprobe – Ende

Neugierig geworden?

***So dunkel das Zwielficht* erhältst du im Buchhandel
und in allen gängigen E-Book-Shops
(Amazon, Thalia, Hugendubel ...)**

"So dunkel das Zwielficht I – Raziels Erwachen"

© *Christian Tobias Krug*

Twentysix Verlag

456 Seiten

ISBN: 978-3-740-78109-5 (print)

978-3-740-74090-0 (epub)

ASIN: B091D7JBS9